

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Jörg Maurer
Schwindelfrei ist nur der Tod
Alpenkrimi

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main



1

Dieser Augusttag war der klebrigste und heißeste seit Beginn der Wetteraufzeichnungen. Eine der Prachtalleen der Landeshauptstadt, die sonst so geschäftige Prinzregentenstraße, lag da wie eine zertretene Spaghettinudel. Von der nahe gelegenen Bierbrauerei wehte fetter, süßlicher Hopfengeruch, und aus einem der offenen Fenster dudelte der Sommerhit *Chirpy Chirpy Cheep Cheep*. Eine junge Frau mit schwarzglänzenden langen Haaren stand an der Spüle und wusch Porzellanteller, im Hintergrund prangte das unvermeidliche Che-Guevara-Poster. Sie drehte das Küchenradio lauter, wippte mit den Hüften im Takt und biss in eine trockene Brezel vom Vortag. Irgendetwas lag in der Luft. Irgendetwas musste jetzt passieren.

Die Frau trat ans Fenster und blickte hinunter auf die Straße. Gegenüber der Deutschen Bank hatte sich eine Menschenansammlung in doppelter Schulklassengröße gebildet, und alle starrten gebannt und bewegungslos auf die Eingangstür. Dann ertönten Polizeisirenen, zunächst noch ganz fern und leise, doch als sie sich näherten, kam Unruhe in die gaffende Menge.

»Endlich!«, stieß ein Mann mit Trachtenanker hervor. »Endlich kommens!«

»Ist ja auch Zeit geworden!«, entgegnete sein Nachbar. Er trug einen viel zu kleinen Hut. Das verlieh seinem ohnehin nicht pffiffigen Gesicht einen dümmlichen Zug. Trotzdem. In

diesem Fall hatte er recht. Ein paar Umstehende nickten zustimmend. Väter schulterten ihre quengelnden Kinder zwecks besserer Sicht, einer schoss ein Polaroid-Foto. Doch niemand zückte sein Handy. Niemand zückte sein Handy? Natürlich nicht, es war der 4. August des Jahres 1971.

Das Polizeiauto bog schrill quäkend um die Ecke. Es war überraschend klein, viele stöhnten enttäuscht auf, sie hatten einen geräumigen Bus erwartet, eine imposante Grüne Minna, die die Verbrecher verschlucken und erst im Gefängnishof wieder ausspucken würde. Aber es war lediglich ein VW-Käfer, der hier eine Vollbremsung hinlegte. Ein VW-Käfer? Wie gesagt: 1971. Einige schlugen die Hände vor den Mund und schnappten nach Luft, weil sie befürchteten, dass er umkippte, zwei Reifen hingen bereits in der Luft. Doch dann kam der Wagen endlich zum Stehen. Viele der Zuschauer klatschten und johlten. Das leiernde Martinshorn verstummte, das Blaulicht erlosch flackernd. Einen bösen Gedanken lang geschah nichts. Schließlich sprangen die Türen auf, zwei Uniformierte mit Schirmmützen und in speckigen Lederjacken schossen rechts und links heraus und warfen sich bäuchlings auf den staubigen Asphaltboden. Dort blieben sie in unbequem gekrümmter Haltung liegen, mit einer Hand an der Dienstwaffe, und brüllten sich unverständliche Befehlslaute zu, zerhackte Fetzen polizeilicher Anweisungskürzel – Kauderwelsch, das nach Gefahr, Gewalt und Panik klang. Aber die Menge war zufrieden. Die Polizei war ja da. Das war die Hauptsache.

»Papa, was ist denn das?«

»Ein Bankraub, du Dummerler!«

Der kleine Kasimir starrte auf die Beamten in den speckigen Lederjacken, die ein paar Schritte vor ihm am Boden kauerten.

Er war sich unsicher, ob nicht das die Bankräuber waren. Aber er wollte nicht nachfragen und dadurch blöd dastehen. Ein Bankraub, das war was für Erwachsene, da fragte man besser nicht weiter. Auf der anderen Seite der Straße, vor dem Feinkostgeschäft, bauten Pressefotografen ihre Klappstühle und Geräte auf. Kriminalberichterstatter ließen spitze Bleistifte über den Stenoblock rasen und notierten erste Eindrücke: trügerische Stille ... lauerner Gefahr ... Chirpy Chirpy Cheep Cheep. Doch dann stießen sich einige der Gaffer aufgeregt an und deuteten hinüber zur Bank. In einem der Erdgeschossfenster des Bankgebäudes Prinzregentenstraße 70 war ein Kopf aufgetaucht, der in eine rötliche, spitze Ku-Klux-Klan-Mütze gehüllt war. Langsam hob der dazugehörige Mensch den Arm. Er hielt einen Stock in der Hand, vielleicht auch ein Gewehr, er schüttelte das gefährlich aussehende Ding und drohte damit, dann war er auch schon wieder verschwunden. Die Menge stöhnte auf. Sie war enttäuscht.

»Papa, wann ist denn der Bankraub zu Ende?«

Einige lachten.

»Da musst du schon die Bankräuber fragen«, antwortete der Papa.

»Aber warum bleiben die so lang da drin?«

»Bis das ganze Geld eingepackt ist, das dauert wahrscheinlich seine Zeit.«

Der Bub war damit zufrieden. Die beiden Speckjacken, die aus dem VW-Käfer gesprungen waren, robbten einige Meter auf dem Boden dahin, die Menge wich vor ihnen zurück. Einer der beiden Beamten, der dickere, richtete seine Waffe aufs Fenster. Doch dann schüttelte er den Kopf und ließ sie wieder sinken. Ein paar der Zuschauer lachten hämisch.

»Schauts, dassts euch schleichts!«, rief der andere Polizist der Masse zu. Doch niemand schlich sich. Niemand fühlte

sich angesprochen, niemand ging heim, ganz im Gegenteil. Den neu Hinzukommenden wurde berichtet, was inzwischen geschehen war.

»Ein Bankraub!«

»Was? Ein Bankraub?! Wie gibts denn so was?«

»Ja, die Deutsche Bank haben sie überfallen.«

»Wer denn?«

Ja, wer jetzt? Es wurde spekuliert. Bankräuber halt. Verzweifelte. Ausgestoßene. Oder Politische? Verwegene RAF'ler? Visionäre Anarchisten, die vielleicht sogar die Bayerische Räterepublik wieder einführen wollten? Jedenfalls keine kleinen Bazis und Striezis, sondern große Kaliber. Mit einem Bankraub spielte man, gleich hinter dem Mord, in der kriminellen Bundesliga. Komisch bloß, dass es so was mitten in München gab. In Chicago, ja, da hätte man sich das eingehen lassen. Oder in Frankfurt. Aber in der bocksgemütlichen Landeshauptstadt? Und dann auch noch in der altehrwürdigen Prinzregentenstraße?

»Wahrscheinlich drogensüchtige Ausländer aus dem Hasenberg!«

»Oder arbeitsscheues, langhaariges Gesindel aus Ramersdorf!«

Die beiden übel beleumundeten Stadtviertel der Landeshauptstadt waren sicher gute Nährböden für bankräuberische Sumpfpflanzen.

Die Kirchturmuhre St. Gabriel schlug sechs, die Geschichte zog sich jetzt schon zwei Stunden hin. Der Mann mit der roten Ku-Klux-Klan-Mütze hatte sich erst ein einziges Mal gezeigt, die Polizei hatte nach Meinung der Zuschauer viel zu wenig unternommen. Trotzdem hatte sich die Straße in den zwei Stunden gut gefüllt, die Veranstaltung geriet langsam in die

Nähe eines kleinen Volksfestes. Vorne braute sich ein Fetzen-
spektakel zusammen, was hinten noch fehlte, waren Würstel-
buden und Losverkäufer. Schiffschaukeln, Ochsenbratereien,
Karussells, Bierzelte, Blasmusik, Trachtenumzüge ... Doch
die richtige, kernige Gemütlichkeit kommt selbstverständlich
auch ohne das alles aus. Weitere Polizeiautos fuhren vor, pein-
lich darauf bedacht, keinen der Schaulustigen über den Hau-
fen zu fahren. Ein grüner BMW glitt langsam durch den Auf-
lauf, einige der Zuschauer schlugen zur Gaudi mit der flachen
Hand aufs Autodach. So wenig Respekt hatte man in den Sieb-
zigern vor den Bullen. Erste Sympathiekundgebungen mit den
Outlaws kamen auf. Die Bankräuber hatten offensichtlich te-
lefonisch nach Verpflegung verlangt, denn jetzt sah man die
beiden Polizisten, die als Erste gekommen waren, wie sie eilig
aus dem Feinkostladen gegenüber traten, vollbepackt mit
prallen, bunten Tüten, aus denen es köstlich dampfte. Sie lie-
fen zur Bank, die beiden Speckigen – eben noch Diener der
Staatsmacht, jetzt Laufkellner für Ramersdorfer Ganoven.

»Und was ist mit uns? Kriegen wir nichts?«, rief ein Witz-
bold mit Hund.

Gelächter. Zustimmungender Applaus.

»So ein Bankraub macht hungrig«, rief ein anderer. »Drin-
nen wie draußen. Für mich zwei Kaviarbrötchen und ein Glas
Champagner bitte!«

Erneutes Gelächter. Bravorufe. Man amüsierte sich großar-
tig.

Die Speckjacken legten die Tüten vorsichtig vor der gläser-
nen Eingangstür der Bank ab und entfernten sich im Rück-
wärtsgang. Das hatte etwas Höfisches, wie wenn sie Mund-
schenke des Großherzogs gewesen wären. Eine behaarte
Verbrecherhand schob sich tastend durch die Glastür und zog
die Feinkostpackerln ins Innere des Gebäudes.

»Ich an seiner Stelle hätte die Tüte nicht mit der Hand, sondern mit der Waffe hineingezogen«, raunte der Mann mit dem zu kleinen Hut seinem Nachbarn zu. Der mit der Trachtenjoppe blinzelte ihn an, schätzte ihn ab. Rechnete sich aus, dass er in dem Alter –

»Minsk, 1941«, wisperte der mit dem zu kleinen Hut weiter. »Neunundzwanzigste motorisierte Infanterie-Division, Durchbruch bei Białystok –«

Bevor er jedoch seine Kriegsgeschichte erzählen konnte, fuhren zwei weitere Polizeiautos vor, wieder sprangen Speckige heraus und brüllten ihren Kollegen etwas zu. Langsam schien sich die Schlinge um die Banditen zuzuziehen.

Der kleine Kasimir gähnte. Kein Wunder, dass er langsam müde wurde, bei dem aufregenden Tag heute. Am Nachmittag im Englischen Garten hatte er das erste Mal in seinem Leben Radieserl gegessen. Sogar einen Schluck Bier hatte er trinken dürfen. Und dann beim Heimweg war er mit seinem Vater mitten in einen Banküberfall hineingerumpelt! Er wusste jetzt schon, dass es nach den Ferien viel zu erzählen gab in der Schule. Und dann der übliche Aufsatz über das schönste Ferienerlebnis. Die Überschrift hatte er sich schon überlegt: *Wie ich einmal bei einem Bankraub mitgemacht habe.*

Aber jetzt! Wie bei einem Tennisspiel drehten sich alle Köpfe und Fotoapparate synchron und wie von hundert Schnüren der Neugier gezogen auf die andere Seite. Einer der Gangster kam vor die Tür. Die rote Ku-Klux-Klan-Haube trug er immer noch. Einige buhten bei seinem Auftritt, doch die meisten hielten den Atem an und schwiegen ehrfurchtsvoll. Der Bankräuber stieß eine Geisel vor sich her, der er die Waffe an den Kopf hielt.

»Eine alte Schmeisser«, flüsterte der Mann mit dem zu kleinen Hut. »Entweder eine MP 38 oder vielleicht sogar eine 40-er. Meine Augen sind nicht mehr die allerbesten. Aber damals –«

Der mit dem Trachtenjanker glaubte ihm jetzt, dass er in Minsk dabei gewesen war.

Die junge Frau droben am Fenster hatte sich ein Handtuch um die nassen Haare gebunden. Sie öffnete ihren schon von Haus aus spöttisch geschnittenen Mund zu einem breiten Lächeln. Wenn einer raufgeschaut hätte, hätte er unter dem Handtuch die üppigste Lockenpracht vermutet. Er hätte im abendlichen Licht das hervortretende, energische Kinn erkennen können, aber auch die mandelförmigen, fast orientalisch geschwungenen Augen mit dem katzenhaften, sich in der Ferne verlierenden Blick. Es schaute natürlich niemand rauf, weil unten weit mehr los war. Ein Bankraub, mit echten Bankräubern und echten Geiseln. Da spielte die Musik. Aber *wenn* einer raufgeschaut hätte, dann hätte er den Eindruck gehabt, dass dort oben am Fenster Nofretete stand, die Gemahlin des Pharaos und Herrscherin über die sieben östlichen Münchner Stadtviertel einschließlich Ramersdorf.



2

Vierundvierzig Jahre später hob Kriminalhauptkommissar Jennerwein den Kopf und blinzelte in die Sonne. In der Ferne konnte er schon sein Ziel erkennen, einen zweistöckigen Jugendstilbau, den eine abweisende, graue Mauer vollständig umschloss. Er wollte jemanden besuchen, aber seine Vorfreude hielt sich in Grenzen. Hubertus Jennerwein war ein gutaussehender, aber unauffälliger Mann in mittleren Jahren. Sein Blick war wach und klar, sein Gang zielstrebig, die Hände hielt er auf dem Rücken verschränkt. Ein eventuell entgegenkommender Sherlock Holmes hätte aus diesen Kleinigkeiten blitzschnell den absolut integren, sehr erfolgreichen, mit kleinen privaten Geheimnissen ausgestatteten Ermittler im gehobenen Dienst abgeleitet. »Erfolgsquote hoch, Ruf bestens, Privatleben nicht vorhanden«, hätte Holmes zu Dr. Watson gesagt. Und er hätte wieder einmal vollkommen richtig gelegen.

Jennerwein war schon öfter in diesem mittelgroßen Städtchen gewesen, einem unentschlossenen Ding zwischen Voralpendorf und Flachlandsiedlung, weder Stadt noch Gemeinde, weder schön noch hässlich, weder richtig bedeutend noch gänzlich unwichtig. Die Altstadt war teils mittelalterlich, teils Bausünde – selbst der amerikanische Bombenschütze damals vor siebzig Jahren schien unentschlossen gewesen zu sein. Jennerwein warf einen Blick auf die Uhr: noch zehn Minuten

bis zum verabredeten Termin. Er überquerte einen belebten Platz. Die unentschiedene Kulisse färbte anscheinend ab: Alle Menschen, die hier durchströmten, schienen sich zögerlich zu bewegen, stockend war ihr Gang, zerrissen ihre Gespräche, orientierungslos ihr Blick. Kommissar Jennerwein ließ sich mitreißen von dieser wackligen Atmosphäre, langsam geriet er in den gefährlichen Sog des Selbstzweifels, der ihn in letzter Zeit immer häufiger heimsuchte. Hatte er eigentlich den richtigen Beruf gewählt? War er ein guter Kriminaler? War das andauernde Herumstochern in menschlichen Abgründen die angemessene Beschäftigung für ihn? Jennerwein versuchte, sich zu konzentrieren. Natürlich hatte er den richtigen Beruf gewählt. Er hatte niemals eine Alternative in Erwägung gezogen. Er war der geborene Kämpfer für die gerechte Sache. Schon in der Schulzeit hatte er sich für die Polizeiarbeit interessiert. Er hatte ganz sicher seinen Traumberuf ergriffen. Oder etwa doch nicht? Warum quälten ihn manchmal solche Anfechtungen? Jennerwein riss sich von seinen dunkelgrauen Gedanken los.

Er stand am Eingangstor des abweisenden Gebäudes und klingelte. Der Pförtner öffnete, Jennerwein zückte seinen Ausweis, doch der Pförtner schüttelte den Kopf.

»Ich weiß schon, wer Sie sind«, knurrte er und winkte ihn herein. Jennerwein durchschritt einige Gänge, kam an verschlossenen Türen vorbei, stieg abgeschabte Treppen hinauf. Er kannte den Weg. Es war früher Nachmittag, keine Seele schien im Haus zu sein. Endlich betrat er das schmucklose, spartanisch eingerichtete Zimmer.

»Herr Dirschiegel kommt gleich«, sagte ein blasser Jüngling mit roten Flecken im Gesicht. Das Namensschildchen an seinem Revers war nicht ausgefüllt. Oder der Zettel war her-

ausgefallen und lag jetzt irgendwo im Staub, achtlos zertreten von den Hausbewohnern und deren Besuchern. Jennerwein sah sich um. Kein Bild an der Wand, keine Blumenvase auf dem Tisch, kein Gramm Deko. Er schloss die Augen vor dem gestalterischen Elend. Er als Beobachter, Ermittler und Schnüffler brauchte stets etwas, das seine Phantasie und seine Schlussfolgerungslust entzünden und befriedigen konnte. Und wenn es vertrocknete Blumen auf dem Tisch waren. Der Namenlose stand immer noch da, wie ein Hotelpage, der auf Trinkgeld wartet.

»Ich komme schon allein zurecht«, sagte Jennerwein.

Der blasse Jüngling mit den roten Flecken im Gesicht verschwand. Als Jennerwein aus dem Fenster sah, traf sein Blick auf die Mauer. Seit seinem letzten Besuch war ein Graffito dort hingesprüht worden. Jennerwein interessierte sich sehr für diese Art von Malerei. Kryptische Schriften und geheimnisvolle Botschaften zogen ihn an. Dieser Painter hier war begabt. Ob es ein Hausbewohner war? Jennerwein fiel ein, dass er ganz vergessen hatte, sein Smartphone vorschriftsmäßig beim Pförtner abzugeben. Er holte es heraus, um das Graffito zu fotografieren.

Ja, richtig: ein Smartphone. Jennerwein besaß seit neuestem eines. Sein Ermittlerteam hatte ihm das chromstahlgewordene Symbol der restlos durchnetzten Zeit zum runden Dienstjubiläum geschenkt. Und jeder seiner Mitstreiter hatte mit einer besonderen App oder einem kleinen Zusatzgag eine persönliche Note beigesteuert. Von Hauptkommissar Ludwig Stengele, dem Allgäuer Bergfex, stammte der Peakfinder, der jeden Berggipfel dieser Welt identifizieren und klassifizieren konnte. Die Polizeipsychologin Dr. Maria Schmalfuß wiederum hatte ihm eine Audiodatei installiert, auf der das beru-